

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 545. Dentsgiffin is for den Pöpes immentet worde, daß mer sich für alles gute was mer genosse hat bedante soll. Ich hen das ganze Jahr nids gutes genosse un wenn ich doch dankbar gewese sin, dann war es nur dor, daß der Dentsgiffin-Dag immer war. Sie wisse, daß mer nit lang zurück große Arguments gehat hen, wover unser Dinner an Dentsgiffin, bitahs der eine hat Gubhes, der andere Tertie, das andere Schidens un widder andere Dods hatuwo wolle un jedes hat erklart, daß er nit zu Dinner komme deht, wenn er nit sein Wird kriegt deht. Da hen ich mein Wird aufgemacht, daß ich en schöne Bohrt, rosih mache wolle, bitahs ich hen doch teinem den Prefresser gewese wolle. Ich sin zu den Butscher gang, un hen mich e feines Stück ausgespidt; weil jeht die Mietpreises erunner gange sin, hen ich e ganze Latt mehr bezahle müsse, amwer ich hen auch das feinst. Stück kriegt. Ich hen geat, er sollt mich das Miet am Donnerlag früh schite un sin dann noch weiter schapre gab. In Fräht hat es mich den ganze Nachmittag genomme un wie ich heim sin komme hen ich grad noch Zeit gehat für Wienerch zu schide, so daß mer wenigstens ebbs warmes zu esse hatte für Sopper. Ich sin noch bei de Kaffeetode gewese, da kommt en Mann un bringt en wunnerliche Tertie; so schün un groß war er wie ich noch nie ein gesehen hen. Er hat geat, der Vogel war geordert un bezahlt worde un er wüßt nit von wem. Ich hen den Tertie aufreit an die Bäd-Portsch gehängt un hen gewonnen, wer der Wohlthäter sein könn. E paar Minnits später kommt der Kari, was unser verkatteter Bub is, un bringt drei Schidens. Er hat geat, mir wäre auch immer gut zu ihn gewese un da wolle er uns auch emal geine, daß er ebbs von die alte Leut denke deht. Für Pittie Sekhs, hen ich odenkt: En Bohrtroht, en Tertie, drei Schidens! Wei, das nimmt ja e ganze Woch, bis mer mit die Sache eweg gethan hen. Wover meine Sopperpreises ware noch nit all. Es is en Bub aus en Butscherschapp komme un hat zwei Duds gebracht. En schöne Grub, da war ebbs für Dentsgriffen Dinner! hat er geat un is fortelaufe un er hat hardlie die Diehr zugemacht gehat, da kommt e Farmer's-frau un bringt e Gubh, wo jemand für mich geordert un auch gleich für bezahlt hätt. Se hätt edstra noch en Tripp mache müsse, bitahs di, Gubhes wo se an Hand gehat hätt, die wäre nit schwer genosse gewese. Well, Mister Edithor, watschuhnoebaut dätt? Ich hen mich hingeseht un hen e List ge-macht: 1 Bohrtroht, 1 Tertie, 3 Schidens, 2 Dods, 1 Gubh! Well, ich kann ihne sage, ich sin so nödwes gewese, daß mich der Penzel puttiner aus die Hand gefalle is.

In dieselwe Minnit geht di, Dohrbell. Wie en Gohst sin ich hingeseht un hen aufgemacht. Es war en Bursh da mit e Wäset un hat geat: „Der Bauer-Rohrtrohter wär honte gewese un hätt so viele Rabbitts geschos-se, daß er gar nit wüß, was er mit anfangen sollt un mer sollte for den Riesen nit insoltet fühle, wenn er uns hier drei von die schönste mit seine Kompliments schide deht! Well, ich sin puttiner trechsig gange. Ich hen auch die drei Rabbitts noch auf meir List geschriowe un der ganze Stoff hat en Platz an mein, Wäpohrtsch, gefunne. Es hat ausgespidt als wenn

mer en Butscherschapp gestart hätt. Mei Guttneß, was her ich e Wuth gehat! Ich hen mich gleich ausgeredet, daß die ganze Geselchit widder en Drid war, wo jemand an uns gespidt gehat hat un ich sin so edseitit worde, daß ich for e Ischneß e Stidelsche gereint hen. Amwer es war noch nit alles. Die Dohrbell hat widder gereunge un es war unser Milchmann, wo ich meine Fetschsen gepend her un biseids das e ganze Latt Geld. „For de Rands Sekhs, hen ich geat, wo komme Sie denn noch her, Mister Wasserermann?“ Jeh, hat er geat, er hätt mit seine Frau dritwoer gesproche, was mir so gut zu se gewese sin an da hätte se ihren Meind aufgemacht, daß se das eppreschiehte un uns auch emal e Fehwer duhn wolle. For den Riesen hätt er sei schönste kleines Pig gestilt un das deht er mich jeht bringe. Er war noch heut Nacht komme, so daß ich mich nids von den Butscher ordere deht. Well, das hat grad noch gefehlt! Ich hen mich e neue List mache müsse, bitahs der Schlipp wo ich die erste Dohneßdens drauf geschriowe hen, der war nit groß genug. Die List hat jeht geat: 1 Bohrtroht, 1 Tertie, 3 Schidens, 2 Dods, 1 Gubh, 3 Rabbitts, 1 Pid! Die Bume sin nit heim gewese, die ware all zu e Partie zu die Schul-tiecher immett un das is ihr Glid gewese! Sonst hätt ich se so verham-melt, daß se sich in vier Woche nit hätte sege könn. An ebbs hen ich doch meine Wuth auslasse müsse. Wenn nur wenigstens der Philipp, was mei Hoshand is, heim gewese wär! Well, ich hen gewart bis um zeh Uhr da is er heim komme un hat e Bondel geschleppt. For Henwen Sekhs, Phill, hen ich geat, was bringt du denn heim? Da hat er allinwer ge-schickt un hat geat: Lizzie, hat er geat, der Wedesweiler hat er Käffel gehat un da hen ich en Tertie un e Gubh gemonne, amwer du brauchst morga gar nids zu loche, bitahs die Piffus Wedesweiler hat uns all für morgen für Dinner un Sopper un-weitet! Da hen ich gefehnt! Das war zu viel! Mister Edithor, Anne, Sie mich mehbie sage, for worum id dankbar sein soll? Mit beste Regards Yours

Lizzie Hanfstengel.

Einwand.
Mutter (zu ihrem Töchterchen, das hinter ihrem Rücken eine Liebele mit einem Schaufspieler begonnen): Bedenke, was der Lebensphilosoph und Menschkenner Jean Paul sagt: „Die erste Liebe fällt gewöhnlich auf einen Unwürdigen.“
Bachfisch: „Aber Ramanchen, das ist ja gar nicht meine erste!“

Das Großstadtkind.
Bauer (zu dem Lande dem Gagen zuschauend): „Sieh doch, Mama, wie fauber die Landleute sind: sogar die Felder kämnen sie...“

Vorlichtig.
Bauer (vor einer Schaubude): „Maßt dö Menschenfreffer anschau'n, Alte?“
Bäuerin: „Ja, aber fraag zerscht, ob i schon Witaag q'macht hab'n.“

Unheimlich.
Lehemann (zu seinem Freunde und Gastgeber): „Du, es wird mir unheimlich bei Dir! Als ich vorhin durch Dein Vorzimmer ging, dachte ich, mich müßte der Schlag treffen: Du hast ja genau dieselben Gläubiger wie ich!“

Der Brot.
„Ich möchte ein Märchenbuch.“
Buchhändler: „Vielleicht das alte schöne „Tausend und eine Nacht“?“
„Haben Sie nicht eins mit mehr Nächten?“

Moderner Bettler.
Aviatiler: „Was wollen Sie?“
Wittler: „I thät halt schön bitten, ob S' nicht einen abgelegten — Flug-apparat hätten.“

Seine Bäuerin.
„Sind Sie für die Silber- oder die Goldwährung?“
„Ach was — bei mir wärrt weder das eine, noch das andere!“
Dann sind Sie also für die Doppel-Nichtwährung.“

Druckfehler.
Der Vortrag des Polarforschers trug durchweg das Gepräge des Wun-derbaren.

Schloß Wolfsgraben.

Schloß Wolfsgraben, wohin das kuffisch-hessische Hoflager nunmehr von Friedberg verlegt wird, gilt dem Großherzog von Hessen als reiner Privatbesitz, der in keinem Falle der Defertlichkeit zugänglich gemacht wird. Es dürfte daher als ein Zeichen besonderen Entgegenkommens betrachtet werden, daß der Schreiber dieser Zeilen die Erlaubnis zu einem Besuch des großherzoglichen Lustulums erhielt. Um den Gesamteindruck mit zwei Worten vorweg zu nehmen: weltentrückt, waldum-räucht, ein stilles Jagdschloßchen — das ist Wolfsgraben!

Zwischen Frankfurt und Darmstadt ziehen sich längs der Eisenbahn ausgedehnte Waldunosen. Hin, Laubholz und Nadelholz stehen im gemischten Bestande untereinander. Die Gegend bietet nichts besonders Ansehnliches. Das Land ist flach, in der Ferne blauen Höhenzüge. Bei Station Langen, 20 Minuten von Frank-furt, verlassen wir den Eisenbahnwa-gen. Ueber den Stoppeldeschen geht's allmählich dem irischen Laubwalde zu, in dem hier und da Fichten ver-zerrt sind. Nach einer halben Stun-de droht ein Holzhaun, den ein Pla-tat: „Verbotener Weg!“ schmüdt. Derartige Verbotszettel sind in ge-wissen Abständen um die ganze Um-äumung verteilt. Von dem Umfang dieser Einhegung zeugt die Tafelsäule, daß 170 Morgen eingefriedet sind. Witten in dem gewaltigen Komplex liegt Schloß Wolfsgraben.

Es ist ein wenig spät geworden für den Besuch des Jagdschloßchens in diesem Jahre; der Aufenthalt dürfte daher nur kurz sein, und der Hof bald nach dem Refreschieren in den Darmstadt übersiedeln. Obwohl ei-zentlich noch nichts endgültig fest-steht, wird der Besuch Kaiser Wil-helms hier erwartet. Die europäi-sche Presse, die mit gespanntem Ohren der Zwei-Kaiser-Zusammenkunft sich zu folgen anschickt, wird demnach gut aufpassen müssen, um den Text der pelvischen Gespräche wortgetreu wiederzugeben. Wenn nicht das Waldes-welen als geschäftiger Vermittler eintritt, so wird die Sache schwierig. Ueberhaupt scheint man in Wolfs-graben in dieser Zeit nicht sonderlich gestrebt zu sein. Reizdort das groß-herzogliche Paar im Schloßchen, so kenn es keinen anderen Schutz, als die Fichten im grünen Revier. Aber die Verpflichtung gegen den Zaren erfordert besondere Vorichtsmaßre-geln. Gendarmen und Schutzeleute in Zivil halten dann an den Eingang-sportern der Umhegung Wacht; Poli-zeibunde schreiten das Revier ab. Schon heute spaziert ein Beamter am Eingang, den wohlgedressierten Schä-fershund an der Leine, der mit ge-stäubtem Haar auf den Eindringling losfahren will. Aber er respekt-lich schließlich schweifend den Ge-leitschein. So höre ich noch in aller Eile einiges über die bevorstehenden militärischen Maßnahmen. 45 Mann Infanterie und 1 Offizier sind für den regelmäßigen Wachdienst, eine Schwadron Dragoner aus Darmstadt, deren Chef der Zar ist, für Patrouil-lenritte im Walde bestimmt.

Die bescheidene Eingangsporte im Holzhaun öffnet sich. Wir stehen im Schloßrevier. Es ist ein Kennzeichen der Jagdschloßer, daß sie alle monu-mentale Betonung vermeiden und den Wald, den ewig jungen, unmittelbar an ihre Fenster herantreten lassen. Wer in diesen grünen Hallen wohnt, macht unbefangenes eine Luftkur durch. Der Naturfreund entscheidet sich bei aller Anerkennung für die malerische Umgebung der Burg Friedberg sofort für Wolfsgraben. Die Enge der Burg, die Anbahnung der Baumfichten, die sich in ihrem Ringe zusammendrängen, sind hier glücklich überwunden.

Vor dem Schloße steht ein Schwe-ternpaar des urzeitlichen Eichbaums. Die thorigen Stämme mit den hin und her gebogenen Ästen sind im tausendjährigen Umarmung ineinan-der verstrickt worden. Nun bilden sie ein einziges rauschendes Blätterdach. Lebenskräftig und hochgemuth redt der gewaltige Baum auf herrlicher Erde seine Zweige. Fichte und Kiefer schauen schüchtern auf ihm her-ab. Schelte mir keiner die Wolfs-grabener Fichten! Mit schweren Be-hängen, vermoost und wetterbefah-ren, steigen sie als Pyramiden zum Himmelsblau. Ihr rasches Wachs-tum ist auffallend gegenüber den Laubbäumen. Diese haben mit aller-lei Fährlichkeiten zu kämpfen. An einem Weiber, über den eine Stein-brücke führt, hat eine Anzahl alter Eichen in diesem Jahre keine neuen Triebe aufgesetzt. Das hochlebende Grundwasser wirkt schädlich auf die schönen Bäume, die fliegend ihre un-bebühten Äste erheben.

Vor dem Eintritt in das Schloß noch einen Blick in den Wald hinein! Soweit das Auge reicht, leuchtet das blühende Heideraue. Es ist auf gro-ßen Flächen planmäßig angepflanzt; eine herzerfreuende Erscheinung, die innig mit dem Waldesleben verbun-den ist. Um das Schloßchen sind in Anlehnung an seinen bescheidenen Charakter einige Anpflanzungen aus-geführt. An der Mauer rankt wilder Wein und prunkten Sonnenblumen; ein zierliches kleines Blumenparterre nützt späte Rosen und Lilien.

Das Jagdschloß ist ein massiver, langgestreckter Bau, der nur ein Erd-geschloß aufweist; im schiefere-n Stielbach sind Mansarden eingebaut. Jar und Großherzogspaar bewohnen die Räume zu ebener Erde, die sich an den großen Speisesaal zu beiden Seiten anschließen. Das Schloßchen wurde 1720 erbaut. Neuerdings ist tüchtig nachgeholfen worden, um es mit behaglichem Komfort zu ver-sehen. Die hohen Herrschaften wohnen keinesfalls luxuriös; ein reicher Pri-vatmann würde auf bessere Bedin-gungen sehen. Auch die Wohnungen für das Gefolge sind höchst einfach gehalten. Im Viereck gruppieren sich um das Schloß der Damenbau, der Kavalierbau, einige Stallgebäude. Im ganzen kann Wohnung für 140 Personen beschaft werden. Der schmale Hof des Karses wird durch ein kleines, aber apartes Gärtchen in alfranzösischem Stil gebildet, mit Kugelbeeren und verschnittenen Laubbäumen. Auf der Terrasse, die auf diesen „Ehrenhof“ hinausblidt, pflegen sich Gastgeber und Gäste gern aufzuhalten. Ein neidischer Ka-nada ruft allerlei törichtes Zeug aus seinem Gartenkäfig dazwischen.

Zum drittenmal kommt der Zar nach Wolfsgraben; er hat das Schloß 1899 und 1903 bewohnt und sich im-mer in seinem stillen Frieden wohlge-fühlt. Kaiser Wilhelm weilte zuletzt 1902 hier als Gast.

Auswanderung aus europäi-schen Ländern.

Die Auswanderung ist ein ziemlich verwickeltes Problem. Sie hängt in erster Linie von den Zuständen in der Heimath sowie von den wirtschaf-tlichen Verhältnissen und den Chan-chen in den als Ziel ge-wählten Ländern ab. Auch die beiderseitigen politischen und so-zialen Zustände sprechen ein bedeuten-des Wort mit. Dann der Volks-charakter. Endlich auch eine gewisse Anfechtung. Interessant ist die Er-scheinung, daß die Auswanderung im neuzeitlichen Maßstabe in England be-gann, zunächst ohne Irland in kräfti-ger Weise zu erfolgen, dieses fanbte seine ersten wirklichen Schaaren erst nach der Hungersnoth von 1845 und 1846, dann aber unter starker Förde-rung durch England in wenigen Jah-ren etwa 2 Millionen Seelen — einen riesigen Prozentsatz für eine damals nur 8.3 Mill. Einwohner zählende Insel. Heute zählt Irland nur noch 4.4 Millionen. Schon seit 1832 er-griff die Bewegung auch des Frei-land. Ueber Bremen, Rotterdam, Havre wanderten wachsende Mengen von Westeuropäern nach Nordamerika; als in den fünfziger Jahren auch in Australien große Goldfunde gemacht wurden, wandten sich auch dorthin die Europäer in Menge. Das ließ bald wieder nach. Die Auswan-derungslust pflanzte sich langsam nach Norden und Osten fort. Sie ergriff Böhmen und Mähren, dann die polni-schen Landestheile Preußens, Oester-reichs und Russlands, während in Westdeutschland bald eine Berufigung eintrat. Dann beteiligten sich auch das eigentliche Rußland, Ungarn, Ita-lien und Spanien, überhaupt Süd-europa an der Auswanderung von Mil-lionen. Sogar der Orient kam in Bewe-gung.

Heutzutage ist der nationale Cha-rakter der in die Vereinigten Staaten — sie bilden nach wie vor das Haupt-ziel — emwandernden Leute ein voll-ständig anderer geworden als vor ei-nem Jahrzehnt und vollends als in den siebziger Jahren. In Deutschland erreichte die überseeische Auswan-derung in den Jahren 1881 mit 221,000 und 1882 mit 204,000 Personen ihren Höhepunkt. Langsam ging sie zurück. 1886 blieb sie zuerst unter 100,000. Nach 1887 und 1888, 1891 und 1892 überschritt sie diese Grenze wieder. Seit 1895 ist sie unter 77,500 geblie-ben. 1908, als Ost- und Süd-europa soeben ihren Höhepunkt überschritten hatten, erreichte sie mit 19,900 Per-sonen ihren Tiefstand seit der Mitte des Jahrhunderts.

Im Großen und Ganzen war der Lauf der Dinge in allen teutonischen Ländern ähnlich. Nur in Schweden und Norwegen, wo die Lande sich später in Bewegung gesetzt hatte, ist die Ruhe noch nicht eingetreten. Man sagt dort, daß die alte Wanderlust der Wikingen noch heute dem Volke im Blute stecke. Die an sich so ersteuliche industrielle Entwicklung habe oft zur Folge, daß die Arbeiter bei den rasch gehiege-nen Löhnen ein paar tausend Kronen zu-rücklegten und dann mit Frau und Kind nach den Weststaaten der Union oder nach Kanada zögen, wo sie billi-ges Land und zum Theil auch ein freundlicheres Klima fänden. Die Skandinavier sind dort ein auffallend starker Bruchtheil der Bevölkerung. In Schweden herrscht dagegen ein bemer-kenswerther Arbeitermangel. Man weiß nicht, woher die Arbeitskräfte nehmen; Polen heranzuziehen, hält man aus den verschiedensten Gründen für unthunlich.

Während die neu eintreffenden Skandinavier wie auch die Deutschen und Engländer ohne Weiteres zur höchsten Bevölkerungsdichte zählen, während auch die Yen allmähig aus ihrer früheren untergeordneten Stel-lung zu einer Gleichberechtigung mit

Teutonon und Franzosen gelangt sind, stehen die Ost- und Südeuropäer noch an einer weit ungünstigeren Lage. Sie stehen zwischen Arbeitern aus Yante-blut und Negern und erheben sich oft kaum über die Lage der letzteren. Der Sprache völlig untundig, müssen sie sich zu den niedrigsten Arbeiten be-nehmen. Sie sind meistens Bauern und kommen nun mit einem Mal in die Bergwerke, wo sie durchaus lands-männischer Vermittler bedürfen, die sie ausnützen. Sehr ausgesprochen ist eine gewisse wirtschaftliche Beor-mungung italienischer Arbeiter durch ihren Padrona; er gibt ihnen Woh-nung und Nahrung, er verschaft ihnen Arbeitsgelegenheit und erhält dafür einen oft erheblichen Teil ihres Loh-nes.

Die sorgfame Einwanderungs-statistik der Vereinigten Staaten weist für die zwei letzten Jahre fol-gende Zahlen für die wichtigsten Län-der auf:

	1907.	1908.	1909.
Oesterreich-Ungarn	338,500	168,500	179,200
Italien	285,700	128,500	183,200
Ungarn	268,000	156,700	129,500
Frankreich	56,600	47,000	32,800
Polen	34,700	30,000	25,000
Schottland	19,700	13,500	12,400
Deutschland	37,800	32,300	25,500
Schweden	30,000	21,500	14,100
Japan	30,200	15,800	14,500
Norwegen	22,100	12,400	13,000
Schweden	21,600	12,800	14,500
Spanien	20,700	11,300	9,600
Russland	8,100	9,800	7,500
Frankreich	9,700	8,800	4,700
Dänemark	7,200	5,000	4,400
Österreich	3,700	3,300	2,700

Die Erscheinung des allgemeinen Rückgangs bedarf hier keiner Erläute-rung. Auffallend ist, daß sie Schweden, Norwegen, die Schweiz und Deutschland, Irland und Schottland am wenigsten berührt hat. Am stärk-sten absolut betroffen ist Oesterreich-Ungarn, dann Rußland, endlich Ita-lien. Letzteres ist 1909 an die Spitze aller Herkunftsländer getreten. Ge-radezu erstaunlich ist, daß 1907 das kleine Griechenland mit nur 2.6 Mil-lionen Einwohnern fast genau so viel Einwanderer geliefert hat wie das vierundzwanzigmal so stark bevölte-rte Deutschland. Zum Orient muß man auch noch Bulgarien mit 11,400 und Rumänien mit 9600 hinzurechnen. Dann hat diese so lange flugierende, mit einem Mal in Bewegung kommen-de Ländergruppe 1907 nicht weniger als 85,400 Einwanderer geliefert.

Die deutschen statistischen Zahlen weichen erheblich von den nordameri-kanischen ab. Man hat dort wohl andere Merkmale für den Begriff „Einwanderer überhaupt“ und „Einwanderer aus dem Deutschen Reiche“. Das Gesamtbild vermögen diese Un-terschiede aber nicht zu verschleiern. Neben den Vereinigten Staaten ist Argentinien ein Ziel außerordentlich starker Einwanderung, jedoch weit mehr von Süd-europa als von Nord- und Ozeuropa. Leider liegen darüber keine so genauen Nachweise vor, wie über die Verhältnisse in den Vereinig-ten Staaten. Doch ist es immerhin interessant, daß die argentinische Sta-tistik für 1910 unter der Gesamtbe-völkerung von 6.8 Millionen außer 5,061,000 Argentinern folgende Hauptnationalitäten nennt: Italiener 843,100, Spanier 424,100, Franzosen 105,000, Engländer 20,300, Oesterreicher 24,200, Deutsche 23,500, Schweizer 16,800. Unter den eingewanderten Süd-europäern werden viele bereits argentinische Bürger ge-worben sein, so daß man die Nationali-tät nicht mehr erkennen kann.

Im allgemeinen sollen die Italia-ner weniger zu vollstäudiger als zu zeitweiliger Auswanderung ihr Land verlassen. Sie gehen nach Nord- oder Südamerika, um dort ein kleines Ka-pital zu erwerben, von dessen Rente sie in ihrer alten Heimath bis zu ihrem Tode bescheiden leben können. Und das ist in den meisten Theilen Italiens erkaunlich billig. Der hohen Zahl der Auswandernden steht gerade in Italien eine hohe Zahl von Rückwan-dernden gegenüber. Wäre das nicht der Fall, so müßte die ungeheure Aus-wanderung Italiens die Patrioten des Landes geradezu in Schrecken ver-setzen.

Relativ und absolut steht Italien weitaus an der Spitze. 1908 wurden 486,700 Auswanderer verzeichnet, wo-von jedoch 241,000 abgezogen sind, die über die Landgrenze wanderten. 1909 stieg die Zahl gar auf 625,600, wovon 219,700 über die Landgrenze wanderten. Weiben 245,700, bzw. 405,900. Von den über See ziehen-den reisten 241,000, bzw. 280,400 nach den Vereinigten Staaten, 106,000, bzw. 117,300 nach dem übrigen Amerika, meist Argentinien. Das macht an überseeischen Auswanderern 75.3, bzw. 124.6 auf 10,000 Ein-wohner.

Oesterreich hatte 1907 177,300 überseeische Auswanderer, 1908 59,400. Das sind 64.5 bzw. 21.1 auf 10,000 Einwohner. — Ungarn ver-ließen nach über See 1907 209,200 (103.5 auf 10,000), 1908 nur 49,400 (23.7 auf 10,000). Spanien und Portugal hatten Ver-hältniszahlen von 66.8 bis 74.2. Schweden hatte 1907 23.1 und Nor-wegen 1907 gar 95.4, welche Zahl al-lerdings im folgenden Jahre auf 36.3 sank. — Aus Großbritannien wan-derten 1907 395,600 Personen (88.3) und 1908 263,200 (74.4) nach über-seeischen Ländern aus. Für seine Eu-ropeanern kommen jedoch neben den Vereinigten Staaten auch andere Län-der stark in Betracht; 1908 gingen

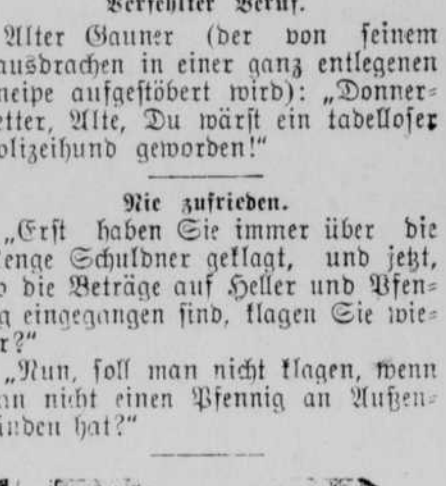
nur 97,006 nach der nordamerikani-schen Republik.

Diesen Zahlen gegenüber erscheint die deutsche überseeische Auswanderung der beiden letzten Jahre ganz erstaun-lich gering. Sie überstieg nicht 3.2 bzw. 3.9 auf 10,000 Einwohner.

In allen diesen Verhältnissen sehen wir starke Bewegungen. Auch die deutsche Auswanderung wird wie-der zunehmen. Das besonders düstere Licht, das auf Italien fällt, rührt wohl wesentlich mit her von den unglück-lichen sozialen Zuständen in der Land-wirtschaft, wo nicht nur die Tagelöh-ner und das Gefinde geradezu erbärm-lich leben, sondern auch der Pächter und der auf Mezzadria — Verhältnis-lich stehende. Hier sind Reformen drin-gend nothwendig. Schweden dagegen ist landwirtschaftlich bis auf wenig; Theile ein Bauernland — und doch klagt man über Abwanderung. Der Nationalcharakter spielt eben seine Rolle.

Ueber eine segensreiche Einrichtung sozialer Fürsorge, die sich in Paris be-währt hat, macht die Semaine Litte-raire einige Mittheilungen, die in un-sern Tagen der Säuglingsfürsorge be-sonderes Interesse verdienen. Es sind die „Mutterküchen“ (Cantines mater-nes), die seit einiger Zeit bestehen und zweimal täglich zu bestimmten Zeiten geöffnet werden. Hier finden alle armen jungen Mütter von Paris, die ihre Kinder selbst stillen, umsonst eine ausgiebige Mittagkost. Es gibt vor-läufig 5 solcher Mutterküchen in Pa-ris, und sie haben gegen 12,000 Mahl-zeiten verabfolgt. Dabei sind die Kos-ten verhältnismäßig gering: die Mut-terküche ist in irgendeinem bescheidenen kleinen Raum untergebracht, wo ein paar Tische und Bänke stehen, und das ganze Personal besteht aus einer Kö-chin und einer Aufwärterin, die in be-stimmten Zeiträumen kontrolliert wer-den. Die Frauen, die hier eine warme Mahlzeit suchen, werden mit keinen Fragen belästigt; nur ihren Namen müssen sie angeben, Erkundigungen über die Zivilverhältnisse der jungen Mütter, über ihre Nationalität und ihre Religion sind streng verboten. Die einzige Bedingung ist, daß die junge Mutter nachweist, daß sie imstande ist, ihr Kind selbst zu nähren; dann er-hält sie zum Frühstück eine kräftige Suppe, Fleisch, Gemüse, Brot und ein Glas Bier. Eintheilung gibt es auch einen kleinen Nachschick, und wer nicht gern Bier trinkt, findet auf dem Tische große Karaffen mit Fruchtsaft, aus denen man sich einschenken kann, ohne daß prüfende Blicke achtgeben, ob je-mand zuviel nimmt.

Zu der Milchfrage.
„Die Milch steht so blau — sie schmeckt auch so dünn — Wir sind doch nicht etwa in eine Kalt-Wasser-Heil-Anstalt gerathen?“
Berechtigter Beruf.
Alter Gauner (der von seinem Hausbrachen in einer ganz entlegenen Kneipe aufgeföhert wird): „Donner-wetter, Alte, Du wärrt ein tadelloser Polizeihund geworden!“
Nie zufrieden.
„Erfst haben Sie immer über die Menge Schutdrner geklagt, und jetzt, wo die Betrüge auf Heller und Wen-nig eingegangen sind, klagten Sie wie-der?“
„Nun, soll man nicht klagen, wenn man nicht einen Pfennig an Augen-schänden hat?“



„Acht, göben Sie mich doch nicht so dummd an wie ein Stameel sein Spiegel-bild!“
„Grüß Gott, alter Freund und Kriegs-tamerad!“



„Fräulein Lilly, Sie sind ein Maquet.“
„Wahschaffig! Ein altes Eisen bebt ich angezogen!“



Arzt: „... und worüber haben Sie denn besonders zu klagen?“
Patient: „Wissen Sie, ich habe tolle alle Kopf-schmerzen mit nervösen Zufällen, — meine sehr arzte Frau — dann meine Schwaigermutter, die...“
Arzt: „Galt, halt, mein Lieber! Witt e, langweiner, ich kann Ihnen ja hnapp sal-gen — bitte immer eine Krantheit nach der andern!“